

(Nachdruck verboten.)

84)

Arbeit

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Jordan, den Soeurette warm eingehüllt hatte, um ihn vor der kühlen Nachtluft zu bewahren, blickte sinnend auf die gewaltigen Bauten der Werke, deren Umrisse in Flammenlinien erstrahlten gleich Feenpalästen. Klein, schwächlich und blaß, wie immer aussehend, als ob er keinen Tag mehr zu leben hätte, wandelte er durch die weiten, taghell erleuchteten Gassen. Und da er seit zehn Jahren sein Laboratorium kaum verlassen hatte, so tief in seine Gedankenwelt eingespinnen, daß er so gut wie nichts von den Ereignissen der Außenwelt wußte, so ging er hier umher wie ein Gast aus einem andern Planeten, staunte über die erzielten Resultate, über den Erfolg des großen Wertes, dessen unscheinbarster und wertvollster Mitschöpfer er war.

„Ja, ja,“ sagte er halblaut, „das ist schon nicht übel, es ist schon hübsch viel Boden gewonnen worden. Es geht vorwärts, das Zukunftsideal rückt näher. Und ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, mein lieber Lucas, denn ich habe Ihnen ja nicht verhehlt, daß ich anfangs an Ihre Mission nicht recht glauben wollte. Es ist seltsam, wie schwer es uns wird, den Glauben anderer zu teilen, wenn sie auf einem von dem unsrigen verschiedenen Gebiete thätig sind. Aber ich bin nun vollkommen bekehrt; zweifellos befördert Ihr Wirken das menschliche Glück, und jeder Tag sieht etwas mehr Gerechtigkeit und Solidarität verwirklicht. Aber es bleibt noch viel für Sie zu thun, und ich, ach, habe noch gar nichts geleistet im Vergleich zu dem, was ich noch schaffen möchte!“

Er war ernst und sorgenvoll geworden.

„Der Kostenpreis der Elektrizität, den wir um die Gäfte vermindert haben, ist noch immer viel zu hoch. Und dann alle die komplizierten und kostspieligen Einrichtungen am Grubenbach, deren es noch bedarf, die Kessel, die Dampfmaschinen, abgesehen von den Kilometern von Kabeln, deren Unterhaltung so viel kostet — alles das ist barbarisch, alles das verschlingt zu viel Zeit und Geld. Wir brauchen etwas ganz andres, etwas Praktischeres, Einfacheres, Unmittelbareres. O, ich weiß wohl, in welcher Richtung ich suchen soll, aber dennoch scheint der Gedanke Wahnsinn, ich wage niemand zu sagen, nach welchem Ziel ich strebe, da ich es kaum selbst klar bezeichnen kann. Ja, der Kessel und die Dampfmaschine müßten beseitigt werden, sie sind das hindernde Zwischenglied zwischen der Kohle und der daraus zu gewinnenden Elektrizität. Mit einem Wort, man müßte die Wärme-Energie, die in der Kohle gebunden ist, direkt in elektrische Energie verwandeln können, ohne sich des Mittels der mechanischen Energie zu bedienen. Wie? Das weiß ich noch nicht. Wenn ich es wüßte, dann wäre das große Problem gelöst. Aber ich habe mich an die Arbeit gemacht und ich hoffe, ich haue darauf, daß ich es lösen werde. Und dann, dann sollen Sie sehen, dann würde die Elektrizität fast nichts mehr kosten, wir könnten sie allen zugänglich machen, sie an alle verteilen, sie zum siegreichen Hilfsmittel der allgemeinen Wohlfahrt machen.“

Seine kleine Gestalt schien gewachsen, der sonst so stille, in sich gefehrte Mann sprach voll feuriger Begeisterung, mit lebhaften Gebärden.

„Der Tag muß kommen, wo die Elektrizität allen gehört, wie das Wasser der Flüsse, wie die Winde des Himmels. Sie soll nicht nur freigegeben, sondern verschwendet werden, der Mensch soll sie nach Gefallen verbrauchen können wie die Luft, die er atmet. Sie wird durch die Städte fließen wie das Blut des sozialen Lebens. In jedem Haus wird man einfach nur einige Knöpfe zu drehen haben, um Ueberfluß an Kraft, an Wärme, an Licht hereinströmen zu lassen, so wie heute das Wasser hereinströmt. Und in der Nacht wird sie am dunkeln Himmel eine zweite Sonne entzünden, die die Sterne überstrahlen wird. Sie wird den Winter für immer verjagen, wird einen ewigen Sommer schaffen, indem sie die alte Erde erwärmt und den ewigen Schnee von den höchsten Berggipfeln wegschmilzt... Darum

bin ich nicht sehr stolz auf das, was ich gethan habe; es ist so unendlich wenig neben dem, was noch zu vollenden bleibt!“

Und mit stiller Geringschätzung schloß er:

„Ich kann noch nicht einmal meine elektrischen Schmelzöfen praktisch in Thätigkeit setzen. Sie sind nach wie vor nur Experimentieröfen, Laboratoriumsapparate. Die Elektrizität ist noch immer viel zu teuer, als daß ihre Verwendung zum Schmelzprozeß sich lohnen könnte, und daher sage ich noch einmal, daß sie nicht mehr kosten darf als das Wasser und die Luft. Wenn ich sie werde in Strömen verschwenden können, ohne zu rechnen, dann werden meine Öfen die Metallurgie umgestalten. Ich weiß den einzigen Weg, der zu diesem Ziele führt, und ich habe mich ans Werk gemacht.“

Das Nachtfest war prächtig, alles Volk nahm daran teil, in all den lichtdurchfluteten Gassen erscholl Gesang, drehten sich die Paare im Tanz. Was alle so froh und glücklich machte, das war die Befreiung, wieder zu Ehren gekommene, zur Gesundheit und Freude gewordene Arbeit; das war, daß das Elend beseitigt, das allgemeine Gut allmählich der Allgemeinheit wiedergegeben worden war, im Namen des heiligen Rechts, das jedes Wesen an das Leben und an das Glück hat; und es war die Hoffnung auf eine Zukunft noch höherer Gerechtigkeit und vollendeten Friedens, in welcher das Ideal einer freien und brüderlichen Gemeinschaft endlich vollkommen erreicht sein würde. Die Liebe wird dieses Wunder vollbringen. Und man geleitete Nanet und Nise in ihr neues Heim und ließ die Liebe hochleben, die sie vereinigt hatte, die Liebe, die aus ihnen immer neue liebende Wesen würde entspringen lassen.

Um diese Zeit revolutionierte die Liebe auch die Bürgerschaft von Beaclair, und gerade durch das Haus des Ehepaars Mazelle, der friedlichen Rentner, der lebenswürdigen Nichtsthuer, blies ihr gewaltiger Sturmhauch. Ihre Tochter Louise hatte die guten Leute von Kindheit auf in Erstaunen gesetzt und aus dem Gleichgewicht gebracht, so ganz und gar verschieden war sie von ihnen; sie war ungemein lebhaft und beweglich und von einem so unzählbaren Thätigkeitsstrieb erfüllt, daß sie sagte, sie müßte sterben, wenn sie eine Stunde müßig bliebe. Das war nun den Eltern vollkommen unfassbar, deren höchstes Glück gerade im Nichtsthun bestand, und die sich dieses Glück durch weisen, gefahrlosen, von allem Ehrgeiz freien Gebrauch ihres einft gewordenen Reichthums zu sichern gewußt hatten. Sie konnten nicht begreifen, wie sich Louise den ganzen Tag mit überflüssiger Arbeit abquälen konnte. Sie war eine einzige Tochter, sie erste einmal ein schönes, in guten Staatspapieren angelegtes Vermögen, wie konnte sie nur so thöricht sein und nicht in ihrem gesicherten Winkel sorgenlos ihr Leben genießen? Sie selbst fühlten sich so behaglich in ihrem egoistischen Glück, von dem kein Fenster nach dem Unglück anderer sah, und lebten im wechselförmigen Gleichmaß der Tage als ehrenhafte, gutnütige Leute, die ungemein liebevoll gegeneinander waren, wenn schon nicht gegen andre, die einander pflegten, betreten, verhätschelten, als zärtliche und treue Gatten. Warum kümmerte sich ihre einzige Tochter um den Bettler auf der Straße, um die neuen Ideen, die die Welt veränderten, um die Ereignisse, die das Volk in Aufregung versetzten? Sie war immer voll Leben und Bewegung, nahm an allen Dingen leidenschaftliches Interesse, verteilte ihr Herz an alle Menschen. Die guten Alten, die ihr Kind vergötterten, staunten es zugleich an wie ein unerforschliches Wunder, begriffen nicht, wie sie hatten eine Tochter in die Welt setzen können, die so gar nichts von ihnen hatte. Und nun brachte sie sie vollends außer Fassung durch eine Leidenschaft, über die sie zuerst als über eine kindische Liebelei die Achseln gezuht hatten, die aber mittlerweile so ernst geworden war, daß sie das Ende der Welt nahe glaubten.

Louise Mazelle, die die Herzensfreundin Nise Delabeaus geblieben war, besuchte sie häufig bei den Boisgelin, seitdem diese in der Cröcherie wohnten. Und hier war sie wieder mit Lucien Bonnaire zusammengetroffen, ihrem Spielkameraden aus der fröhlichen Zeit, da sie vom Hause fortgelaufen war, um sich den Strazentkindern zuzugesellen. Sie waren beide auch mit dabei gewesen, an dem denkwürdigen Tage, da Luciens Schiffchen ganz von selbst über das Wasser gefahren

war; und sie waren mit dabei gewesen, wenn die Kinder von hüben und drüben über die Gartenmauer kletterten, um im geheimen miteinander zusammen zu kommen. Heute jedoch war Lucken ein hübscher, kräftiger Junge von dreiundzwanzig Jahren, während sie selbst zwanzig zählte. Er verfertigte allerdings keine Schiffe mehr, die von selbst übers Wasser liefen, aber er war unter Lucas' Leitung ein sehr tüchtiger, erfindungsreicher Mechaniker geworden, der sich mit dem Montieren von Maschinen beschäftigte, und von dem erwartet wurde, daß er der Erbschere dereinst noch wertvolle Dienste leisten werde. Er war durchaus kein feiner Herr geworden, sondern setzte im Gegentheil eine Art Stolz darein, ein einfacher Arbeiter zu bleiben wie sein Vater, den er verehrte. Die Leidenschaft, die Louise für ihn gefaßt hatte, wurzelte zum Teil sicherlich auch in ihrer ungestümen Auflehnung gegen die Denkart ihrer Klasse, in ihrem tiefinnerlichen Trieb, den Anschauungen ihrer Umgebung entgegen zu handeln. Jedenfalls wurde die Kinderfreundschaft, die sie mit Lucien verband, bei ihr bald zur leidenschaftlichen Liebe, und die Hindernisse, die dieser Liebe entgegengestellt wurden, verstärkten nur ihre Leidenschaft. Lucien selbst, durch die Zuneigung des hübschen, lebhaften, frohsinnigen Mädchens beglückt, liebte sie bald mit gleicher Innigkeit. Aber er war der Ueberlegendere von beiden, er wollte niemand wehe thun, und obendrein konnte er sich früher Zweifel nicht erwehren, ob sie nicht viel zu fein, viel zu reich für ihn sei. Er beobachtete daher eine resignierte Passivität und sagte nur, er würde nie eine andre heiraten, wenn er sie verlöre. Sie jedoch bäumte sich bei dem Gedanken, daß man sie hindern könnte, ihm zu gehören, in heftiger Empörung auf und wollte ganz einfach ihrem Elternhaus samt ihrem Reichthum den Rücken kehren, um mit ihm zu leben.

Sechs Monate dauerte der Kampf der Liebenden um ihr Glück. Bei den Eltern Luciens erregte der Gedanke an eine solche Heirat, die sie für ein Glück hätten halten sollen, nur tiefinneres Mißtrauen. Besonders Bonnaire in seiner festen Klugheit hätte es lieber gesehen, daß sein Sohn die Tochter eines Kameraden heiratete. Die Zeiten waren vorgeschritten, und es war keine Ehre mehr, an der Hand einer Tochter der sterbenden Bürgerklasse um eine Stufe aufzusteigen. Bald war wohl die Zeit da, wo es umgekehrt im Interesse der Bürgerklasse sein mußte, durch Vermählung mit dem Volk ihr Blut zu verbessern und ihm neue Gesundheit und Kraft einzuflöhen. Im Hause Bonnaires entstand Streit aus diesem Anlaß, denn seine Frau, die schreckliche Loupe, hätte wohl ihre Einwilligung gegeben, aber unter der Bedingung, daß sie selbst eine Dame werden und Schmuck und schöne Kleider tragen könnte. Die ganze große Veränderung, die rings um sie vorgegangen war, hatte ihre Lust zu glänzen und zu herrschen nicht im geringsten vermindert.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Reisen und Gasthausleben im Mittelalter.

In früheren Jahrhunderten verursachten schon die Vorbereitungen zu einer Reise viele Umstände und Kosten; die große Unsicherheit der Straßen machte eine Bedeckung von bewaffneten Begleitern notwendig. Weil ferner die Städte, in denen Nachtquartier genommen werden konnte, oft sehr weit entfernt von einander lagen, und die Reise auf grundlosen Wegen durch endlose Wälder nur äußerst langsam von statten ging, so mußte nicht selten im „Wirtshause des heiligen Julian“ logiert werden, das heißt, es wurde „bei Mutter Grün“ übernachtet, wie es heute heißt. Deshalb war es nötig, außer den Reitern für die Reisenden und für die bewaffneten Diener, noch eine Anzahl Saumtiere anzuschaffen und mitzunehmen, die mit dem Reisegepäck, mit Betten, Decken und Matratzen, mit Lebensmitteln und Kochgeschirr belastet wurden.

Mit alleiniger Ausnahme der wenigen Heer- und Reichsstraßen waren die Verkehrswege in so vernachlässigtem Zustand, daß man sich im Mittelalter zum Zweck einer notwendigen Reise (denn Vergnügungsreisen kannte man zu jener Zeit nicht), fast ausnahmslos der Reispferde bediente; die Frauen bevorzugten Maultiere zum Reiten, weil diese sanfter und ruhiger sind und eine sichere Gangart haben.

Nur alte und gebrechliche Leute, die ins Bad reisten und nicht mehr fähig waren, mehrere Tage oder Wochen im Sattel zu sitzen, benutzten Wagen als Transportmittel, die aber nicht die geringste Bequemlichkeit boten. In plumpen, federlosen Karren auf zwei oder

vier Rädern, in denen der Sij direkt auf der Axt ruhte oder günstigsten Falles in starken Gurten hing, mußten die bedauernswerten Reisenden sich von morgens bis abends auf den unbeschreiblich schlechten Straßen rütteln und stoßen lassen. Ueber diese Karren waren Reifen gespannt, an denen man Leinentücher oder Teppiche befestigte, um einigermaßen Schutz gegen Sonnenbrand, Regen oder Wind zu haben.

Mitunter wählten kranke Personen zur Beförderung die Hochbahre, sie bestand aus zwei langen Stangen mit einer Vorrichtung zum Sitzen oder Liegen; an diese Stangen wurde vorn und hinten je ein Pferd angepaßt.

Ein ärgerliches Hindernis bildeten die vielen Zollschranken und die häufig zu zahlenden Gebühren in Gestalt von Wegegeld, Brückenpfeinig oder Fährgeld, wo Brücken fehlten, Thorgroßen usw. Diese lästigen Steuern wurden nicht nur von jeder Stadt und jedem kleinen Landesherrn, deren es bekanntlich eine große Zahl gab, sondern auch von größeren Grundbesitzern erhoben; abgesehen von freiem Geleit, das zum Schutz gegen Wegelagerer teuer erkauft werden mußte.

Einzelne dieser Mißstände übertrugen sich bis in das 19. Jahrhundert; in Leipzig wurde das Thorgeld erst im Jahre 1824 abgeschafft, und in Hamburg bestand die nächtliche Thorpore noch in den fünfziger Jahren.

Wenn die Reisenden nach langer, mühseliger Fahrt oder anstrengendem Ritt endlich des Abends den Ort erreichten, wo sie eine gastliche Herberge zu finden hofften, so galt es erst, den Thorwärt herauszuwachen, der nach langem Harren und erst nach Entrichtung des Thorgroßens die Pforte öffnete. Hierauf folgte ein peinliches Verhör (namentlich in Kriegszeiten) durch die Thorwache, und erst wenn dieses befriedigend ansgefallen war, blieb es den milden Reisenden überlassen, in dem Gewir enger, finsterner Gassen die ersuchte Herberge aufzusuchen. Die Ankunft der Reisenden wurde vom Wirt und der Dienerschaft gänzlich ignoriert, denn es sollte der Schein erweckt werden, als sei dem Herbergsvater an den Gästen gar nichts gelegen. Auch das Thor des Hauses war nicht gastlich geöffnet, sondern erst nach langem vergeblichen Klopfen und Anfeuern öffnete sich ein Schießfensterchen, in dem der Kopf des Hausknechts sichtbar wurde, der sich nach dem Begehre der Fremden erkundigte.

Für vornehme Reisende waren nur in den besten Gasthäusern besondere Kammern vorhanden; in den allermeisten Fällen mußten die Ankommenden mit ihrem Gepäck sich in der allgemeinen Gaststube aufhalten. Dieser Raum war stets überheizt und wurde nie gelüftet, er war oft von Gästen überfüllt, namentlich zur Zeit der Messen. In der großen unsauberen Stube hielten reisende Kaufleute, fahrendes Volk, Gantler, Abenteurer mit Weibern und Kindern; diese Gäste gebahren sich in der zwanglosesten Weise; — wenn sich vornehmere Reisende einfanden, so werden diese angestarrt und durch Singen und Musizieren, Lachen und Schreien oft belästigt.

Kommt ein Gast durchnäht an, will er Kleider und Wäsche wechseln, die Stiefel mit den Pantoffeln vertauschen, so muß er das vor versammeltem Volk thun. Zur Reinigung vom Reifestaub steht für alle nur ein Waschbecken bereit, dessen schmutzige Beschaffenheit Ekel erregt. Washt es ein Gast, über solche Zustände Beschwerde zu führen, so wird er grob abgefertigt mit dem Bedeuten, daß es ihm freistehet, in einer andern Herberge Unterkunft zu suchen. Aber die Wirtshäuser gleichen einander wie ein Ei dem andern, und mancher Gast mußte froh sein, wenn er ein trockenes Plätzchen und ein schließendes Dach gefunden hatte.

Der Aufenthalt in derartigen Räumen war aber bisweilen auch mit Gefahr verbunden; denn in jener Zeit mußte jeder bewaffnet sein schon der eigenen Sicherheit wegen; auch der Friedfertigste konnte leicht in eine Kauferei verwickelt werden. Welcher Art die Zustände waren, zeigt ein Züricher Ratsbeschuß vom Jahre 1314, der besiehl: „Jeglicher Wirt, wenn der Gast in sein Haus kommt, soll ihm heißen, sein Messer von ihm legen. Thut er's nicht, so soll er ihm weder zu essen, noch zu trinken geben.“

Auch bezüglich der Verpflegung, die in sehr willkürlicher Weise erfolgte, mußten die Reisenden sich der strengen Hausordnung fügen.

In heutiger Zeit steht es jedem Gaste frei, zu speisen, wann es ihm beliebt, in den mittelalterlichen Herbergen blieben dergleichen Wünsche selbst dann unberücksichtigt, wenn der erschöpfte Reisende einer Stärkung dringend bedurfte.

Erst in ziemlich später Abendstunde, wenn die Ankunft neuer Gäste nicht mehr zu vermuten ist, werden über die Tische, behufs gemeinsamer Speisung, Tafeltücher gebreitet, was in manchen Gasthäusern auch unterbleibt. Nachdem alle Anwesenden in bunter Reihe auf den Schemeln Platz genommen haben, erhält jeder einen Glaskrug, ein Stück Brot, Teller und Löffel von Holz, vorgelegt; Gabeln waren damals noch nicht gebräuchlich, und das Messer fehlte in keiner Tafel. — Hierauf eine lange Geduldsprobe; dann bringt der Hausknecht, der zugleich Kellner und Mundschent ist, Wein auf den Tisch; dieser aber ist sauer und kaum zu genießen. Von welcher fürchterlichen Beschaffenheit der Tischwein jener Zeit sein mochte, läßt sich leicht daraus ermessen, daß im Mittelalter Nebenpflanzungen in so rauhen Lagen gepflegt wurden, die für den Weinbau gar nicht geeignet waren. Der Volksmund scherzte in witziger Weise, daß jeder Pecher, der einen reichlichen Nachtrunk vom gewöhnlichen Landwein gethan hatte, in der Nacht gewedt werden mußte, damit er sich auf die andre Seite legen konnte,

dem sonst hätte ihm der Wein ein Loch in den Magen gebozt. Von den Ritters des Deutschordens wissen wir, daß sie sich bei der gemeinschaftlichen Tafel mit einem Weine begnügten, der unter dem Einfluß des rauhen ostpreussischen Klimas gediehen war.

Es entsteht wieder eine Pause; dann endlich trägt man die Speisen auf. Zu einer humorvollen Reiseschilderung des berühmten und weitgereisten Gelehrten Erasmus von Rotterdam ist auch die Beschreibung einer damaligen table d'hôte enthalten, deren Menu hier mitgeteilt sei:

„Erst eine Brotsuppe; hierauf Würzallerlei oder ein Stück Pötelfleisch; sodann ein Hirsebrei; zuletzt, wenn man beinahe satt ist, ein Braten, der nicht weit reicht und bald wieder verschwindet. Wenn nun abgeräumt würde! Es ist niemand mehr! — Aber nein, jetzt erscheint der graubärtige Ganymed wieder, oder auch der Wirt selbst, der nicht viel besser aussieht, und fragt, ob jemand noch Appetit habe. Besserer Wein wird aufgetragen, dazu alter madiger Käse, und getrunken, was das Zeug hält; ein betäubender Lärm geht los. Die Gaukler und die Spahmacher treten auf; diese fahrenden Leute singen und spielen, fiedeln und blasen, springen und pochen den Gästen die Ohren voll, die wohl oder übel zuhören und bis in die tiefe Nacht aufbleiben müssen. Endlich, endlich kommt der Värtige mit der Rechnung, nämlich mit einer großen Schiefertafel, die mit Kreide in so viele Kreise eingeteilt ist, als Gäste da sind; hier findet jeder sein Nachtgeld angemerkelt. — Niemand beschwert sich; sollte ja einer finden, es sei zu viel, so wird er angeschrien: „Was willst, Gottverdammniß! — Weß' Menschen Kind bistu? Du zahlst nicht mehr als alle andern.“

Eine Wirtsordnung von Bern vom Jahre 1521 besagt, „daß die Wirt sollen ein Mahl geben mit Fisch und Fleisch um zwei Groschen und ein Nachsupper um einen Groschen.“

Einem höchst lästigen Zwang waren die Reisenden in Bezug auf ihre Nachtruhe unterworfen; wenn ein Gast, der durch die lange, beschwerliche Reise sehr ermüdet war, bald nach Tisch sein Bett aufsuchen wollte, so wurde ihm befohlen, daß er zu warten habe, bis sich sämtliche Gäste zur Ruhe begeben würden.

Das Nachtlager bestand in der Regel aus einer gemeinsamen Streu, über die Laten gebreitet wurden, deren Unsauberkeit den langen Gebrauch verriet. In dem interessanten Werk: „Das Mittelalter“ von Dr. R. Kleinpaul, wird ein origineller Brief mitgeteilt, den Graf Hans Ludwig von Gleichen am Beginn des 17. Jahrhunderts an seinen Sohn schrieb und in dem er ihm den Rat erteilt: „So Du Dich an einem fremden Orte zu Bette legst, so sollst Du an den leinenen Tüchern zu Häupten und zu den Füßen ein Gelssohr machen. Wenn es steif steht und nicht unfaßt, ist es ein Zeichen, daß die Tücher neu und rein sind; sind sie nicht neu gewaschen, so sollst Du die Hosen anbehalten, — denn in solchen Betten kann man die Pestilenz bekommen.“

Bernhard Ohrenberg.

Kleines Feuilleton.

ce. Ueber Jägerkünste in alten Zeiten plaudert Hans Siebert in der illustrierten Jagdzeitung „Der Waidmann“: Ein unbeschreibliches Vergnügen gewährt es, zu beobachten, wie unsre Altvordere das Jagdglück in geheimnisvoller Weise zu korrigieren suchten. Zur Erzielung eines sicheren Schusses war es von altersher Sitte, die Kugeln zu gießen, wenn die Sonne in das Zeichen des Schützen trat. Erhöht wurde die Wirkung derartiger Kugeln noch dadurch, daß man die Späne einer vom Witz getroffenen Eiche zu Mehl zerfeilte und dasselbe beim Gießen in die Form warf. Wer aber trotz dieser Kunstgriffe mit seinem Gewehre nichts traf, der mußte den kalten oder den heißen Brand in dasselbe bringen. Den kalten Brand erzielte man dadurch, daß man in das geladene Rohr eine junge Schlange steckte, diese einige Stunden darin ließ und schließlich an eine Eiche oder Fichte schoß. Wünschte jemand den heißen Brand in sein Gewehr, so mußte er in das vom Schaf geschraubte Rohr eine Blindschleiche schieben und dasselbe an beiden Öffnungen verschließen, so daß das Tier erstikte. Nach 24 Stunden wurde die Flinte wieder zusammengeschraubt, geladen und abgeschossen. Die Wirkung des heißen Brandes äußerte sich darin, daß der Schütze zwar nicht mehr fehlte, das Fleisch des erlegten Tiers aber in der Nähe des Schußkanals verbrannt war. Mitunter aber traf der Schütze trotz kalten und heißen Brandes nichts, dann war aber das Gewehr verrostet, verredet oder beschrien. Ein hirschgerechter Jäger freilich verstand auch diesen Zauber zu bannen. Er schoß einen Sperling, schraubte den Kopf desselben an den Kräger des Ladestocks und wuschte das Rohr damit aus. Hierauf reinigte man es mit einer kleinen Zwiebel und zog es mit einem Stück Leinwand aus, auf die der Saft der erwähnten Zwiebel geträufelt worden war. Sperlingskopf und Zwiebel wickelte man in die Leinwand und hängte das Päckchen in den Schornstein. Nach einigen Tagen schoß man mit dem entzauberten Gewehr einen Vogel und feuerte von diesem ein Stück in die Luft. Andre nahmen statt des Sperlingskopfes das Herz eines Eichelhäfers oder Wiedehopfs und warfen das Päckchen zum Schluß in das fließende Wasser. Dieses Mittel wandte man an, wenn das ganze Gewehr beschrien war. Handelte es sich aber nur um ein Rohr, so mischte man

Schwarzkümme!, Sperlingsstot und scharfen Essig, goß den Brei in den Lauf, ließ ihn 24 Stunden wirken und begrub ihn schließlich unter des Hauses Schwelle. —

k. Die Wissenschaft vom Daumen. Der Daumen offenbart den Menschen, plaudert ein Mitarbeiter von „Ledger Montshly“; niemand ist ihm genug, seinen Daumen zu täuschen. Wenn der Daumen ungleich entwickelt und das erste Glied außerordentlich lang ist, wird das Individuum allein von seinem Willen regiert. Ist das Mittelglied viel länger als das erste, so herrscht Vernunft vor, aber der Mensch hat nicht die Macht, das zu thun, was seine Vernunft diktiert. Ist das dritte Glied lang und der Daumen kurz, so ist der Betreffende Sklave der Sinne. Ist der Daumen gelenkig gegliedert, so ist das Individuum leichtsinnig, verschwendisch, sorglos betreffs Zeit, Geld, Energie, Gelegenheit und alles andre; ist er dagegen fest gegliedert, so ist das Individuum aufmerksam, klug, diplomatisch, unermüdet im Pläne schmieden, des Erfolges sicher, selbständig und Herr über sich selbst. Der Daumen ist der Thermometer des Charakters und der Barometer der geistigen Gesundheit. Spezialisten für Nervenkrankheiten können durch Untersuchung des Daumens feststellen, ob der Patient von Lähmung betroffen ist oder sein wird, denn der Daumen zeigt dies früher als jeder andere Körperteil an. Der Daumen enthüllt auch beginnende Geistesgestörtheit. Wenn der Patient bei seiner täglichen Arbeit den Daumen im rechten Winkel zu den andern Fingern stehen oder unachtsam in die innere Handfläche fallen läßt, ohne ihn beim Schreiben und anderen Handtätigkeiten zu gebrauchen, so ist das ein Zeichen von Geisteskrankheit. Geborene Idioten kommen ohne Daumen in die Welt, oder dieselben sind bei ihnen kraftlos und unnützig. Bis ein Geistesstrahl ihnen zu Hilfe kommt, halten sie ständig ihre Hände mit den Fingern über dem Daumen geschlossen; die Epileptiker schließen in ihren Anfällen den Daumen vor den Fingern. Beim Nahen den Todes flüchtet der Daumen des Sterbenden unter die Finger, was das Ende anzeigt. „Der Daumen individualisiert die Hand,“ sagt D'Arpentigny. Die spiralförmigen feinen Vertiefungen in der Haut, die man beim obersten Gelenk des Daumens und der andren Finger sieht, sind bei verschiedenen Individuen niemals gleich. Diese durch unendlich kleine Änderungen individualisierten Zeichen verändern sich von der Geburt zum Tode niemals, und der rechte Daumen unterscheidet sich immer vom linken. —

Hygienisches.

gr. Unter dem Namen „Licht- und Luft-Sportbad“ hat der Verein für intelligente Leibesgymnastik dicht in der Nähe der Ausstellung für Feuerschutz einen Erholungsplatz geschaffen, der aus hygienischen Gründen die größte Beachtung verdient. Wie wohlthunend der Aufenthalt in der freien Natur ist, das wird allgemein anerkannt. Da nun aber die Kleidung die völlige Ausdünstung des menschlichen Körpers hindert, so fordert die Gesundheitspflege auch die Möglichkeit, recht häufig den Körper ohne Bekleidung in der Luft ausdünsten zu lassen. Man sollte meinen, daß man diesen Bedürfnissen, die sicher bei den meisten Menschen sehr stark vorhanden sind, längst liberal nachkommen könne; dem ist aber nicht so, denn bisher waren bei uns Luftbäder im großen und ganzen unbekannt, zumal die sogenannten Sonnenbäder nicht einmal größere Bedeutung erlangt haben. In Licht-, Luft- und Sportbad kurzfristendamm ist nunmehr wenigstens für Berlin die Frage im Princip gelöst, denn jetzt ist Gelegenheit geboten, während des Sommers sich dort im Freien gehörig anstimmeln zu können. Die Besucher entledigen sich in den Entkleidungsräumen ihrer Kleidung, eilen, nur mit einer Badehose bekleidet, auf den großen freien Raum des Luftbades, um sich hier von der Sonne bescheimen zu lassen, um im Sande zu liegen, zu turnen oder sportliche Übungen vorzunehmen. Turngeräte und sonstige Apparate zur intelligenten Leibesgymnastik sind reichlich vorhanden und stehen allen Besuchern zur Verfügung. Ein Doucherann giebt die Möglichkeit, sich vom Sande zu reinigen, und sich abzukühlen. Natürlich ist dieses Luftbad von der Außenwelt durch Anzäunung abgeschlossen, was hier insofern keine Schwierigkeiten bot, als der Platz von einer abgedeckten Radfahrbahn umschlossen ist, was noch die große Annehmlichkeit hat, daß den Badlern Gelegenheit gegeben ist, belleidet oder nur mit der Badehose versehen, zur Abwechslung auch derartige körperliche Übungen vorzunehmen. Künstler, Gelehrte, Beamte, Arbeiter, Turner etc. haben denn auch diese Gelegenheit zur gesundheitlichen Stärkung ihres Körpers mit Freuden wahrgenommen, sodas man täglich dort eine nicht geringe Anzahl Männer antrifft, die sich in adamiischen Kostüm mit großer Freude der so wohnigen Bewegung im Freien hingeben. Uebereinstimmend ist das Urteil, daß die Schaffung dieses Licht-, Luft- und Sportbades wirklich eine segensreiche That bedeutet, und ganz allgemein wird von den Besuchern nach dem Bade das Lästige des vollständigen Einhüllens des menschlichen Körpers mit Kleidungsstücken empfunden. Daß sich die alten Männer, die Jünglinge und Kinder, die sich hier in zwangloser Freude zusammenfinden, mit ungeahntem Wohlgefühl den allgemeinen Spielen hingeben, und daß sich immer Besucher finden, die das Erfrischende eines Sand- oder Erdbades zu schätzen wissen, soll noch kurz erwähnt werden. Der verhältnismäßig geringe Eintrittspreis gestattet den Besuch dieses für die hygienische Leibespflege so wichtigen Bades auch den Minderbemittelten. Es wäre wünschenswert, wenn recht bald diese im Princip vorbildliche Einrichtung überall Nachahmung fände! —

Aus dem Pflanzenleben.

Ueber die Kultur der Dattelpalme sprach dieser Tage Professor Schweinfurth im „Verein zur Beförderung des Gartenbaues“. Die „Voss. Zig.“ berichtet über den Vortrag: Während die Kultur dieser so wichtigen Palme, ebenso wie die des Getreides und anderer landwirtschaftlichen Nutzpflanzen, vom alten Babylon, also vom Osten, ausgegangen ist, sieht sie gegenwärtig gerade im Westen, also in Algerien und Tunesien, auf weit höherer Stufe als östlich, im Nillande. Aegypten soll sechs Millionen Dattelpalmen haben, Algerien nur dreieinhalb Millionen; aber diese letzteren erfahren weit mehr Sorgfalt und Pflege als jene. In Aegypten pflegt man die Bäume nur während der ersten Jugendjahre und überläßt dann das Weitere dem Himmel und dem Nile. Schon besser sieht es in den Oasen der libyschen Wüste aus, wo man zu methodischer Bewässerung gezwungen ist, aber an Düngung noch nicht denkt. Nationell dagegen behandelt man die Dattelpalme in Algerien und Tunesien. Was zunächst die klimatischen Verhältnisse betrifft, unter denen die Dattelpalme gedeiht, so muß die Jahreswärme durchschnittlich mindestens 20 bis 22 Grad Celsius betragen, der Regenfall aber 130 bis höchstens 215 Millimeter im Jahre. Bei genügender Bodenfeuchtigkeit kann die Luft nie zu heiß und zu trocken für die Dattelpalme werden. Sie muß, wie die Araber sagen, „den Fuß im Wasser und den Kopf im Feuer“ haben. Wie empfindlich sie einerseits gegen zu geringe Wärme, andererseits gegen zu hohe Luftfeuchtigkeit ist, zeigt beispielsweise die Thatsache, daß sie an der Nordküste Aegyptens reift, an der Küste Algeriens dagegen nicht mehr. Einige Ausnahmen, wie z. B. einzelne Gebiete Spaniens, kommen freilich vor. Die Palme wächst zwar auch noch an anderen Orten, bis zur Riviera nordwärts, bringt aber keine eßbaren Früchte mehr. Gegen Fröste ist sie nicht sehr empfindlich; unter Umständen verträgt sie noch sieben Grad Celsius Kälte. Auch manche andre Palmenarten, wie Jubaea, Oreodoxa, sogar Caryota, sind nicht so frostempfindlich, wie vielfach angenommen wird. Man zieht die Dattelpalme nicht aus Samen, weil sie dabei zu viele männliche Pflanzen liefert, sondern aus möglichst kräftigen, bis 40 Kilogramm schweren Wurzelsprossen, die mit fünf bis acht Frank bezahlt werden, und die man in Aegypten im März, in Tunesien im August pflanzt. Im zweiten Jahre wird der junge Baum gebügel, im dritten mit frischer, nahrhafter Erde umfüllt; im vierten oder fünften beginnt er zu tragen. In Aegypten dauert das meist ein paar Jahre länger, weil dort weniger sorgföhrer Kamelmist benutzt; in Aegypten, wo der Kamelmist als Brennstoff dient, hat man nur Laubemist dazu übrig. Salzgehalt der Erde schadet nicht viel, namentlich bei regelrechter Bewässerung. Ein auffällender Unterschied macht sich in der Erscheinung der Palmenpflanzungen der verschiedenen Gegenden bemerkbar. In Aegypten kann man, wenn das Getreide abgeerntet ist, unter den in regelmäßigen Reihen bei 10 Meter Entfernung der Stämme von einander stehenden Palmen meilenweit wie unter Kirchengewölben frei wandeln; in Algerien und Tunesien dagegen ist jeder Familienbesitz durch Mauern abgegrenzt und der einzelne Baum noch dazu von einem tiefen Bewässerungsgraben umzogen. Da nun manche Familie nur 5–6 Bäume besitzt, von deren Ertrag sie lebt, so steht man vor lauter Einfriedigungen, und von einem Wandeln unter Palmen ist keine Rede. Die Wasserzumessung richtet sich nach der Luftwärme und Luftfeuchtigkeit; man giebt in Algerien alle 7–25 Tage, je nach der Jahreszeit Wasser, und zwar jedesmal drei Kubikmeter für den Baum. Die Wasserfrage spielt in dem wasserarmen Lande selbstverständlich die erste Rolle überhaupt. Wer sich von einer der Gesellschaften, die sich mit dem Bohren artesischer Brunnen beschäftigen, einen solchen Brunnen — für etwa 30 000 Fr. — kaufen kann, hat Land nach Belieben zur Verfügung; das kostet nichts. In Aegypten schneidet man jährlich 10 bis 12 Blätter vom Baume ab, in Algerien, wo das Wachstum der besseren Pflege entspricht, 12–17. Das Einzige, was in Algerien noch vernachlässigt wird, ist die Zuchtwahl bei den männlichen Pflanzen. Dagegen wird die Bestäubung der weiblichen Blüten in Algerien weit sorgföhrer und zweckmäßiger vorgenommen wie in Aegypten. Man schneidet die männlichen Blüten in so viele Teile wie weiblichen Blüten vorhanden sind und bindet in jede weibliche ein Stück der männlichen mit einem Saft ein. Nach einiger Zeit ist die Befruchtung vollendet. Merkwürdigerweise hat man die Markottage, das „Abbinden“ zu alter und hoher Palmen mit Erfolg versucht. Es wird 12 Fuß unter der Krone ein 6 Zoll starkes Loch durch den Stamm gebohrt und mit einem Holzylinder ausgefüllt. Um diese Stelle legt man einen Saft mit Erde, den man alle 5 bis 6 Tage anfeuchtet und nach 6 Monaten düngt. Nach zehn Monaten ist diese Erde durchgewurzelt, man kann den Stamm darunter abschneiden und die so verkrügte Palme einpflanzen. Auch Pfropfungsversuche sollen gelungen sein. Vortragender erwähnt weiter, daß die Leute in Algerien an die Möglichkeit einer Geschlechtsänderung glauben. Wenn man die Blätter zweijähriger Palmen vollständig aufreißt, so meinen sie, werden aus männlichen Bäumen weibliche.

Geologisches.

io. Neue Höhlenforschungen. Dr. Farrington hat an den zahlreichen Höhlen des amerikanischen Staates Indiana Forschungen angestellt und dabei seine besondere Aufmerksamkeit den

Tropfsteinbildungen zugewandt. Die Gestalt von gewissen wurmförmigen Stalaktiten wird dem Umstande zugeschrieben, daß Wassertropfen aus irgend einer Veranlassung, wahrscheinlich durch die Entstehung von Calcitnadeln während der Krystallisation aus der Richtung abgelenkt werden, die sie durch die Schwerkraft annehmen müßten. In einem besonders mächtigen Stalagmiten wurde der kohlenfreie Kalk teils in Calcit — teils in Arragonitkrystallen gefunden. Farrington hat ausgerechnet, daß zur Entstehung dieses Stalagmiten wenigstens 90 000 Jahre notwendig gewesen sein müßten. Der Forscher hat aus seinen Untersuchungen den Schluß gezogen, daß sich scharfe Krystalle in den Höhlen nur aus ruhigem Wasser bilden, während sich aus bewegtem der kohlenfreie Kalk in streifigen formlosen Massen niederschlägt. Dies ist bei den Stalaktiten und Stalagmiten der Fall, für die er den gemeinsamen Namen Stagnaliten vorschlägt und die namentlich aus tropfendem Wasser gebildet werden.

Humoristisches.

— Kennzeichen. „Einjähriger, wenn Sie 'n Gaul sehen mit weißen Füßen, das ist der Herr Oberst!“ — („Simpl.“)

— Umgekehrt. Herr (zum Stationsdiener eines Secundärbahnhofes): „Also der Zug ist auf der Strecke stehen geblieben? Hat denn die Maschine keinen Dampf?“

Stationsdiener: „Nein! Aber der Maschinensführer hat einen!“ —

Notizen.

— Auf die Erklärung E. v. Wolzogens erläßt Dr. Hanns Heinz Ewers in Schweizer Blättern eine Gegenerklärung, in welcher er in sehr scharfer Weise alle Behauptungen Wolzogens zurückweist.

— Für die „literarischen Vorstellungen“ des Residenz-Theaters hat die Direktion mehrere Novitäten erworben, darunter: „Leonarda“, Schauspiel von Björnsterne Björnson; „Kameraden“, Komödie von August Strindberg; „Tragödie der Seele“ von Roberto Bracco; „Die stille Stadt“ und „Der Schleier“, beides von Georges Rodenbach; außerdem neue Werke von Gabriele d'Annunzio, Maurice Maeterlinck, Frank Wedekind etc. Als erste dieser literarischen Aufführungen wird „Amoreuse“ von Porto-Riche, deutsch von Theodor Wolff, in Scene gehen.

— Das „Wunte Brett!“ (Direktion Hauswein) wird in sein Repertoire auch Einakter aufnehmen; als einer der ersten soll „Der Veterinärarzt“ von Hans von Gumppenberg in Scene gehen.

— G. v. Mosers und Paul Lehnhards Lustspiel „Die Fehlle“ fand bei der Erstaufführung im Warmbrunner Stadttheater freundliche Aufnahme.

— Ein Beethoven-Fest, bestehend aus vier Konzerten, findet vom 5. bis 7. Oktober im Eisenacher Stadttheater statt.

— Eine Festaufführung der „Gloden von Cornerville“ wird für den 25. August in Cornerville vorbereitet.

— Um die Grenzen der Geruchsempfindlichkeit zu messen, hat der französische Chemiker Berthelot nach der „Naturw. Rundsch.“ ein neues Verfahren beschreiben, das eine Bestimmung der kleinsten Menge Nischstoff gestattet, die den Nischnerb zu erregen vermag. Er hat nach diesem Verfahren einen Versuch mit Jodoform ausgeführt, wobei für die Versuchsperson die Grenze der Empfindlichkeit gegen Jodoform unterhalb eines Vierzigbillionstels Gramm sich ergab. Jedoch konnte noch eine Menge gerochen werden, die einem Hundertbillionstel Gramm entsprach, und der Mensch soll, nach einigen Beobachtern, selbst noch tausendmal leichter wahrnehmbar sein. Uebrigens zeigt diese Grenze der Empfindlichkeit sehr bedeutende Unterschiede je nach den Beobachtern.

— Zum Leiter der deutschen Südpolar-Expedition ist Dr. Erich v. Drygalski bestimmt worden. Die Expedition verläßt im August Kiel, um sich nach Kerguelen zu begeben. Dort will man eine magnetisch-meteorologische Station errichten. Alsdann soll die Fahrt nach Süden hin fortgesetzt werden. Als Forschungsfeld gilt die indisch-antlantische Seite des Südpolar-Gebiets. Falls die Erreichung eines Südpolar-Lands gelingt, hegt man die Absicht, wenn angängig, auf demselben eine wissenschaftliche Station zu gründen und während eines Jahres zu unterhalten. Die Rückkehr soll nach Bestimmung des Expeditionsleiters im Frühjahr 1903 oder spätestens im Frühjahr 1904 erfolgen.

— 450 Stück wildwachsende Eibenbäume, die eine Stärke bis zu 210 Centimeter Umfang aufweisen, finden sich vereinzelt in einer Buchenwaldung bei Dornbach in der Rhön. Die ältesten dieser seltenen Bäume werden von Sachverständigen auf mindestens 600 Jahre geschätzt.

— Einen Mondregenbogen beobachtete man am 26. Juli in Ebern bei Bamberg; er unterschied sich von einem gewöhnlichen Regenbogen nur dadurch, daß seine Farbe lediglich aus einem lichten Weißgrau bestand. Der Himmel innerhalb des Bogens war heller als außerhalb desselben, wodurch der äußere Rand des Bogens scharfer begrenzt erschien.